

Auch am Ende dieses Jahres können wir uns also keinesfalls quietistisch beruhigt auf eine Allversöhnungstheorie zurückziehen, „damit die Gnade mächtiger werde“ (Röm 6, 1). Gerade wenn wir die hoffnungsvollen Texte der Bibel besonders hervorheben und ernstnehmen wollen, werden wir unsere persönlichen Nöte und alles Leid der Mitmenschen, ja der gesamten Schöpfung immer wieder vor Gott bringen und seiner Liebe anvertrauen. Genau hier liegt das enge Tor, das alle durchschreiten müssen. Gottes Freiheit bleibt souverän, wir können und dürfen sie nicht fixieren. Wir dürfen aber Gott überlassen, was ihm allein zusteht. Daß wir nicht alles wissen, ist so gesehen keine Bedrohung, sondern Befreiung. Wer nicht weiß, wie die Zukunft aussehen wird, kann anfangen, als Optimist zu leben.

In Jesus Christus wurde dieses Geheimnis des Glaubens offenbar. Es ist nicht verfügbar und dennoch unwiderruflich bezeugt: Hoffnung für alle. Diese gute, Leben und nicht Tod verheißende Offenbarung gilt der gesamten Schöpfung, ihrem Ursprung, ihrem Bestand und ihrem Ziel. „Aus ihm und durch ihn und auf ihn hin sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit.“ (Röm 11, 36) Wer davon betroffen ist, kann das nicht mehr als bloße Information denken und weitergeben. Er kann das alles nicht anders glauben als so, daß er mitten in der Bedrängnis dieser Zeit ausgerichtet ist auf Gottes Herrlichkeit, betend und dankend, handelnd und hoffend, „jeder nach dem Maß des Glaubens, das Gott ihm zugeteilt hat“ (Röm 12,3). Gottes Liebe will nicht gelehrt, sondern gelebt werden.

Leid und Liebe – Zeugnis eines Arztes

Peter Grob, Zürich

Diesem persönlichen Bekenntnis liegt ein Vortrag zugrunde, der auf dem Engadiner Kollegium, 1979, gehalten wurde. Er kann besser als Berichte und Abhandlungen dokumentieren, mit welchem Ernst die Teilnehmer dieser Versammlung suchten und sich beim Suchen halten, bekannten und sich im Bekennen ernstnahmen. (Schriftleitung)

Eine Erinnerung

Ein Mann von fünfundsechzig Jahren kommt zur ärztlichen Praxis wegen anhaltenden Hustens. Er wird von Kopf bis Fuß untersucht. Es ist ein Mann, dem man seine Lebenserfahrung und Reife ansieht. Aber jetzt ent-

deckt er sich manchmal sogar beim Weinen – vor Scham wegen der peinlichen Untersuchungen, vor Schmerz wegen der Krankheit.

Dem Arzt ist bald klar: Das Schicksal dieses Mannes auf Erden ist besiegelt. Sein ganzes Leben gehörte der Familie und dem Beruf. Schon seit dem frühen Tod der Frau aber, die er über alle Maßen liebte, war er innerlich gebrochen. Er sah auf sich und sein Leben zurück wie ein Ingenieur, der nach harter Arbeit auf sein Werk, auf die Brücke schaut. Mit dem Tod seiner geliebten Frau war ihm seine Brücke, kaum verkehrsbereit, eingestürzt.

Der Ausbruch der Krankheit fiel zusammen mit der Pensionierung und mit dem beruflichen Selbständigenwerden seines Sohnes. In ihm nämlich, mit dem er nach dem Tode seiner Frau zusammenleben durfte, hatte der Kranke seinen zweiten neuen Lebenssinn gefunden. Die Freundschaft der beiden Männer war von ungewöhnlicher Tiefe. Der Sohn war nicht nur Sohn, sondern auch Freund, und vielleicht sogar – durch die Besorgungen im Haus – so etwas wie eine Hausfrau für den alten Herrn. Eine engere Liebe wie zwischen den beiden Männern läßt sich kaum denken. Der Vater legte all sein Sinnen und Trachten in die Förderung seines Sohnes. Und der Sohn bemühte sich bewußt um Erfolg im Beruf und auch im Sport – bewußt, weil er seinem Vater und Freund eine Freude bereiten wollte. Über den Sinn aber dieser Erfahrungen von Freundschaft und Liebe wurde zwischen den beiden nie gesprochen. Niemals wurde der Raum bedacht, in dem diese Liebe von beiden wuchs und wachsen konnte.

Nach der Konsultation beim Arzt beginnt sich die Tragödie abzuzeichnen. Jeder spürt, daß es bald mit dieser Art der Freundschaft und ihren gelebten Zeichen vorbei sein werde. Doch die Ärzte verschweigen dem Kranke sein bevorstehendes Sterben. Nur der Sohn wird eingeweiht, damit er den Vater abschirmen könne gegen die drohenden Todes-Boten, vor dem Vernehmen des Todesurteils. Doch der Kranke spürt mit sicherem Instinkt sein herannahendes Ende. Aber die Liebe zu seinem Kind ist so groß, daß er es mit dieser furchtbaren Tatsache nicht konfrontieren will. Ein seltsames Spiel der Liebe beginnt. Jeder verschweigt dem anderen, was er weiß. Der Sterbende läßt sich von seinem Sohn zu Veranstaltungen von Berufskollegen schleppen, und dort wartet er, bis sein Sohn sich entfernt, um dann offen von seinem herannahenden Tod zu sprechen und sich von seinen Kollegen zu verabschieden. Der Sohn aber schweigt sich vor allen Bekannten über den Tod seines Vaters aus, um ihn zu schützen.

Beide tragen auf ihre eigene Weise am gleichen Kreuz. Ein jeder ahnt von den Bedrängnissen des anderen; aber er spricht nicht darüber, um ihm zu helfen. Der Sinn dieses gemeinsamen Kreuzes, an dem beide tragen, bleibt unbesprochen.

Der Sohn bringt seinen Vater auf den letzten Weg ins Krankenhaus. Der würdige, einst so kräftige Herr sieht dahin. Die Lebenszeichen, an die sein Sohn sich immer wieder klammert, werden spärlicher. Zuletzt sind es nur noch Atemzüge – noch scheint ein schmaler Pfad der Brücke gangbar. Die Pausen aber zwischen den Atemzügen sind für den Sohn wie Erdstöße, die die kommende Katastrophe des Bebens ankündigen. Die Brücke steht vor der Zerstörung.

Der Vater stirbt. Der zurückgebliebene Sohn baut nun auf eine erfühlte Brücke zum Vater, die ihm nicht zusammengestürzt zu sein scheint. Aber zugleich weiß er nur zu genau, daß der Zement, der die Bausteine des Vertrauens zusammenhielt, längst herausgebrockelt ist. Die Sichtbarkeit, die Greifbarkeit des Vaters – das war der Mörtel, der den Bogen des Brückenschlags zusammenhielt. Nun beginnt der Sohn hastig die Brücke mit anderen Mitteln zu verstreiben, zu stützen, zu flicken. Immer aufwendiger und prunkvoller werden die Gerüste, die der Brücke dennoch Halt geben sollen. Auch andere Menschen möchten an diesem Brückenbau teilhaben. Aber der Sohn erlaubt niemandem, darüber zu gehen; er fürchtet – mit Recht – daß seine Theater-Brücke der Realität eines festen Ausschreitens nicht standhalten kann; er fürchtet den totalen Einsturz.

Aber ist die Brücke nicht schon längst eingestürzt? Ist sie nicht nur ein Spielgarten-Gebäude, vielleicht hübsch, aber nicht real?

Wieviele Menschen unserer Zeit handeln wie der Sohn nach dem Tod des Vaters; sie wollen Brücken bauen über den Tod hinweg, aber die Brücken können nicht mehr tragen. Sie schlagen Brücken über den Abgrund des Abschieds; doch der Tod ist stärker.

Eine Mahnung

Was die Menschheit in den letzten dreihundert Jahren über die Gesetze der Natur erforscht hat, ist großartig, bewundernswert, unfaßbar. Dankbar müssen wir das anerkennen. Wieviel Suchen und Mühen war und ist doch darauf gerichtet, das menschliche Leid zu vermindern; und wieviel Gelingen gibt es. Was einmal von Gottes Hilfe erwartet wurde und was dann ausblieb, das wurde in eigene Hände genommen. Weil Gott uns enttäuscht habe – so schrieb man –, müssen wir Menschen uns selbst helfen. Und dankbar dürfen wir heute feststellen, wieviel Hilfe gelungen ist. Die Möglichkeiten der Medizin sind von Jahr zu Jahr gewachsen und wachsen weiter.

Doch für den, der sehen will, sind die Schattenseiten des medizinischen Fortschritts ebenso offenbar. Je größer unser Wissen vom Menschen und unser Können in der Hilfe für den Menschen wird, desto bedrohlicher fal-

len die Schatten. Je mehr sich der Mensch vor Leid und Schmerz bewahren kann, desto tiefer – und unsäglich viel tiefer – trifft ihn der letzte Schmerz und das ganze Leid, der Tod dessen, den er liebt. Wo unsere Vorfahren noch Zusammenhänge sahen und hoffen durften, trifft den modernen Menschen beim Todesabschied von seinem Freund der Schmerz total und vernichtend. Auch im Einzelleben fallen die Schatten immer bedrohlicher. Je ausgeprägter die Ratio, der Verstand, das Durchschauen von Zusammenhängen und das Analysieren von Gründen werden, desto schwerer wiegt der grundlose Tod und der Zerfall des Lebens.

Ist es nicht sogar die Ratio des Fortschritts, das Einsehen und Analysieren, das Schuld trägt an dieser Nacht der Sinnlosigkeit? Die einseitige naturwissenschaftliche Betrachtungsweise hat den Menschen befähigt, das Leiden des anderen Menschen gleichsam nackt, wie auf einem Röntgenschirm, zu beobachten. Der Beobachter muß von seinen eigenen Gefühlen abstrahieren, um dieses Leid gründlich, „naturwissenschaftlich“, „rational“ analysieren zu können. Dann nämlich kann er am Leid des anderen arbeiten wie an einem Gegenstand. Dann nämlich kann er das Leid einordnen, verstehen, katalogisieren, in die Kausalverkettung einfügen und so zu heilen versuchen – aber damit beginnt man das, was Leid wirklich ist, aus dem Blick zu verlieren.

Um etwas wirklich zu erfassen und zu bewältigen, muß es sichtbar werden. Leid aber – in der zu Beginn erzählten Tiefe – wird niemals sichtbar durch distanziertes Erklären. Karl Jaspers hat das Erklären von Leid, wie es im medizinischen Fachbuch geschieht, unterschieden vom Verstehen des Leids, was dem Menschen, der Mediziner sein will, eigentlich ansteht.

Verstehenwollen aber bedeutet, sich so gut wie möglich mit dem anderen – seinem Leid und seiner Freude – zu identifizieren. Dadurch wird das fremde zum eigenen Leid. Diese liebende Identifikation mit dem Leidenden aber reißt einen selbst ins Leidvolle hinein, kann einen selbst verwirren und lähmen. Aber zugleich bleibt das Handeln am kranken Menschen mit den heutigen distanzierenden Möglichkeiten der Medizin unbedingt notwendig, um dem Kranken zu helfen. Die Kunst zu helfen besteht in einem ständigen Hin-und-Her zwischen mitleidender Identifikation und distanzierter Beobachtung und Analyse, zwischen dem Getroffensein vom Leid und dem Abstandnehmen beim Untersuchen.

Völlige Distanz von allem Leid aber gibt es nicht. Es liegt im menschlich-körperlichen Dasein, daß ein jeder leiden muß, daß man das letzte Leid nicht wegmanipulieren, höchstens weglügen kann. Jeder Mensch muß sterben und lernt spätestens in seinem Tod, was es heißt: zu sterben, zu leiden. Wer wirklich helfen will, sollte zuerst dieses annehmen, er muß durch das eigene Kreuz gehen, muß leiden lernen. Durch das Kreuz gehen

heißt aber, das Kreuz auch akzeptieren – das eigene vielleicht notgedrungen zuerst; aber im eigenen auch und gerade das fremde. Wir würden zerbrechen, wenn wir wie Nietzsches Zarathustra es versuchten, durch eine Hintertür zu entfliehen. Nietzsches Übermensch ruft aus: „Was liegt an meinem Mitleiden? Ist nicht Mitleid das Kreuz, an das der genagelt wird, der die Menschen liebt? Aber *mein* Mitleiden ist *keine* Kreuzigung!“

Diese Distanzierung treibt in die Wüste der Einsamkeit, ist tödlich. Je früher und tiefer ein Mensch das Sterben und Sterben-Können lernt, desto früher ist er für den Einsatz am Menschen, für das Wohl der Allgemeinheit frei. Freisein bedeutet hier, frei sein von der beengenden Erfahrungsweise, die nur das sieht, was für mein eigenes kleines Wohlbefinden in diesem Augenblick gut ist.

Unsere schnellebige Zeit verschafft diesem Vordergrund-Ich Erfahrung über Erfahrung; sie preist Konsumgüter und -tätigkeiten an, die angeblich hilfreich und gesund seien. Vordergründige Ratschläge werden gegeben, um die Notwendigkeit einer bestimmten Sache hervorzuheben. Der Mensch wird im Glauben gewiegt, er brauche sich nur dies und das zu besorgen, um glücklich zu sein. Er solle nur für sich selbst das Beste und möglichst viel davon in Anspruch nehmen. Das sei es.

Doch während er konsumiert, gleitet die Zeit an ihm vorbei. Und der Mensch erlebt sich von neuem – da er die Zeit nur nach ihrer Längendimension bemäßt – als eingespannt zwischen Geburt und Tod. Diese kurze Lebensspanne bringt ihn in Zeitdruck; er muß möglichst viel an Erlebnis einsammeln. Und am Ende steht unser heutiger sinnloser, stumpfsinniger Verschleiß von Herzensenergie. Es geht dem Menschen so wie mit den von der Werbeindustrie angepriesenen Erholungsaufenthalten auf dem Land und in den Bergen; man meint dort die wahre Erholung zu finden – aber wie gesund und erholsam ein Sonntag im stockenden Verkehr dann wird, braucht man nicht zu karikieren. Die Oberflächlichkeit der Leidbewältigung stößt noch tiefer in die Ausweglosigkeit.

Man kann das Leid und den Schmerz des Menschen nicht ausschließlich von der objektivierten körperlichen Seite her angehen. Das Wesentliche vom Leiden ist doch die Erfahrung von Leid. Und diese Erfahrung hängt von der Bewußtheit des Menschen ab. Bewußtheit meint nicht einfach die Erklärung gewisser Tatbestände. Bewußtheit heißt hier: Verstehen. Bewußtheit bedeutet nicht nur Wissen, sondern es selbst sein, Bewußt-Sein. Es heißt, sich wissend, erfahrend, bewußt in die gemeinte Wirklichkeit hineinstellen. Es ist nicht nur das Gewahrwerden von naturwissenschaftlichen Zusammenhängen innerhalb der Dingwelt – was für die Sinnfrage des Lebens nur äußereres Verstehen und formale Einsicht bringt. Mit Bewußtsein steht man selbst erfahrend in den Wirklichkeiten, um die es geht.

Heidegger hat bloßes Wissen als Seinsvergessenheit gebrandmarkt; damit bleibt der Mensch bei etwas stehen, was im letzten doch nur Formalität bedeutet. Jede Form aber trägt in sich einen Inhalt. Unser technischer, „wissender“ Umgang mit den Dingen bleibt bei der Form stehen; läßt den „Inhalt“, den „Sinn“ vergessen. Es ist, als ob man eine einzige Seite aus dem Ganzen herauslöst und für sich betrachtet, als ob man aus dem lebendigen Organismus einen einzigen Vollzug herausstanzt und ihn damit vom Strom des Lebens abschneidet, ihn tötet.

Ein Mensch aber, der bewußt lebt, will die tieferen Lebenszusammenhänge erspüren – nicht nur beschreiben und analysieren, sondern erleben. Und das ist doch die Not der Zeit, daß sie den inneren Zusammenhang der Vielfalt nicht mehr spürt; das ist ihr tiefstes und eigentliches Leid, daß sie diese Ganzheit nicht mehr erfährt. Leid macht uns auf die Ganzheit aufmerksam, tief und grausam. Liebe aber will diese Spaltung überbrücken.

Wissenschaftlich-technisch sehen heißt: herausgestanzte Formen greifen und begreifen. Wer aber lieben kann, der sieht den inneren Zusammenhang, der all diese Formen und ihre Inhalte verknüpft. Und Liebe kann gelernt, muß gelernt werden. Das Leid, in der existentiellen Tiefe wahrgenommen, sollte ein Wegweiser dazu sein.

Eine Besinnung

Führen wir uns an einer Rose vor Augen, was gemeint ist. Seit Linné wissen wir um das „Formale“ an der Rose. Sie hat fünf Kronblätter, die man nicht von den unzähligen umgewandelten Staubblättern unterscheiden kann; fünf Kelchblätter; einen unterständigen Fruchtknoten und wechselständige, unpaarig gefiederte Laubblätter.

Wie anders aber wird sich Friedrich Rückert der Rose bewußt. In welch großem Zusammenhang von Schönheit und Leben steht bei ihm die Erfahrung der Rose:

Die volle Rose glüht so rein in sich beschlossen.

In Duft ist ihr Gemüt, in Licht ihr Geist ergossen.

Wer sich in sie vertieft, der spürt vollendet ganz die Schöpfung,
und es trifft die Welt von Gottes Glanz.

Wer die innere Ordnung von Natur und Mensch studiert und dabei versucht, sich in ihr und sie in sich selbst wiederzufinden, der wird gewahrwerden, daß er Teil dieser Gesetzmäßigkeit ist, der fühlt diese Ordnung in sich und nicht nur außerhalb seiner selbst, der entdeckt sich selbst in dieser Ordnung und gewinnt darin seinen Halt.

Leid und Schmerz nun bedeuten, daß einer in sich selbst das Ende dieser Ordnung verspürt, während diese Ordnung aber in der Welt um ihn herum weiter besteht. Das Bewußtsein von Liebe aber schlägt die Brücke von innen und außen, läßt die menschliche Erfahrung, das menschliche Bewußtsein in der bestehenden äußeren Ordnung wach bleiben, obgleich die innere Ordnung zu zerbrechen scheint. Die bewußte Erfahrung von Liebe läßt eine Gewißheit aufblühen, nicht verloren, nicht allein, nicht einsam dem Zerbrechen ausgeliefert zu sein.

Wo sich aber der körperliche Schmerz mit der Angst vor Isolation, vor Liebesleere verbindet, dort steigert sich die Leid-Erfahrung ins Unermeßliche. Isolation hindert die Erfahrung von Liebe, stellt den Menschen in die angstvolle Einsamkeit. Aber was erfährt denn ein Sterbender, der von Schläuchen, Drähten und Maschinen umringt ist, anderes als Isolation? Was erfährt denn der körperlich Behinderte, den man in der anonymen Gesellschaft eines Heims untergebracht hat, anderes als Isolation? Was erfährt denn ein gebrechlicher alter Mann, den man im Greisenasyl versteckt, anderes als Isolation? Was erfährt der kontakt-schwache, psychische Kranke in seiner Zelle anderes als Isolation?

Der unausgesprochene, aber deutlich vernehmbare Vorwurf hinter diesen Fragen richtet sich nicht gegen die Menschen, die in diesen Institutionen arbeiten und den „isolierten“ Menschen Hilfe bringen möchten. Der Vorwurf geht gegen jenen Ungeist, der sich in unserer Gesellschaft breit gemacht hat, und der meint, man könne das Problem des Leids lösen durch Institutionen, in denen man die Leidenden unterbringt. Die Gesellschaft unterstützt diese Institutionen mit Geld und glaubt, sich so vor den harten Tatsachen des Lebens schützen zu können. Geld soll die Konfrontation mit dem Leid und dem Tod verhindern.

Wäre es nicht Zeit, dieser Vogel-Strauß-Politik ein Ende zu bereiten? Es ist eine Vogel-Strauß-Politik – denn irgendwann ergreift die Isolation und das Leid einen jeden Menschen selbst. Man wird einmal selbst in der sogenannten „Sterbe-Klinik“ oder einer Zelle liegen, man wird selbst die Einsamkeit des Sterbens erfahren.

Überwunden werden kann diese Vogel-Strauß-Politik nur, wenn die Menschen spüren, daß sie selbst schlußendlich die Leidtragenden sind. Alle wollen doch Gesundheit, Glück, Sinnerfahrung. Doch es muß allen wieder bewußt werden, daß man Gesundheit, Glück, Sinnerfahrung nur findet, wenn man auch bereit ist, das Kreuz des Lebens auf sich zu nehmen; wenn man aus der egoistischen Isolation hinaustritt und mitfühlt, mit-bewußt wird am Leid der anderen; wenn man sich hineinbegibt in die größere Da-seinsordnung, die nur deshalb auch sinnvoll ist, weil sie das Kreuz mitnimmt und mitträgt.

Es geht hier nicht um ein Einhämtern, wie es die Massenmedien tun können: Mensch, du mußt sterben, du mußt leiden! Es geht um ein liebendes Sich-Herantasten an die Gewißheit: Mein Leben steht in einem größeren Zusammenhang, in einem größeren Sinn; das Leid und Mitleiden öffnet den Raum des Größeren. Die Liebesbotschaft kann niemals durch Manipulation verbreitet werden; sie schreitet vorsichtig voran – von Erfahrung zu Erfahrung.

Wer also aufrichtig das Leid der Welt mindern möchte, darf nicht nur organisieren, darf nicht nur Institutionen errichten und finanziell unterstützen, darf nicht nur analysieren und untersuchen, Heil-Mittel anwenden und Methoden ansetzen. Wer das Leid der Welt vermindern möchte, muß Vorbild sein, selbst in Liebe das Leid bestehen: nicht der hektische Manager eines Großkrankenhauses, sondern der Liebende in Demut und Wohlwollen. Wer in der heutigen Zeit Sinn erfahren und anderen zur Sinnerfahrung verhelfen will, darf nicht nur die materiellen und wirtschaftlichen Gesetze berücksichtigen, er muß auf der Suche nach den geistigen Werten sein. Die geistigen Gesetze aber sind die der Liebe. Wenn das Mitglied einer Seilschaft bei einer Bergwanderung die Gesetze der Schwerkraft nicht berücksichtigt, läuft es Gefahr, mit seinen Kameraden in den Abgrund zu stürzen. Wer in seinem Leben die Gesetze der Liebe nicht berücksichtigt, reißt sich und viele andere mit sich ins Unglück.

Die Menschheit wird aus dem heutigen Teufelskreis nur herauskommen, wenn sie überall – besonders aber dort, wo Ausbildung und Erziehung geschehen – mit dem Umdenken beginnt. Die Eltern geben den Kindern die Maßstäbe. Die Lehrer prägen die Urteilskraft über das, was zu loben und was zu tadeln ist. Die Professoren legen die Bahnen fest für künftige Entwicklungen. Es dürfen in der medizinischen Ausbildung nicht nur Techniker, sondern vor allem Helfer für die Menschen ausgebildet werden. Es müssen Menschen sein, die an der Spitze von großen Verbänden und Gemeinschaften stehen, nicht aber Manager und Techniker der Macht.

Die Industrie muß spüren und fühlen lassen, daß es ihr nicht um sinnlose Produktion von möglichst viel Konsumgütern geht, sondern um den Menschen, um den Menschen, der da kauft, aber auch um den, der in der Produktion tätig ist. Die Massenmedien müssen aus Verantwortung eingesetzt werden, aus Liebe.

Es gibt tatsächlich nur den einen Weg: immer und überall die Liebe zu verkünden, und – mehr noch – Liebe zu leben.

Ein Bekenntnis

Wir leben heute in einer bekenntnislosen Zeit. Mißbrauch von Wahrheitslehrern und Vermischung der Weisheiten aus verschiedenen Kulturreihen

haben zu großer Verwirrung geführt. Weil man erfahren hat, daß der Vollzug von Liebe wichtiger ist als das Predigen darüber, hat man das Predigen und Bekennen vergessen und verachtet. Aus der Erfahrung heraus, daß der Vollzug von Liebe wichtiger sei als das Predigen darüber, übersah man das Predigen und Bekennen. Und so glauben heute viele junge Menschen, daß sie – durch psychologische Kniffe von Hemmungen befreit – aus sich heraus über „gut“ und „böß“ Bescheid wüßten und urteilen können. Die falsche Toleranz, die auf Bekenntnis und Unterrichtung verzichtet, läßt aber jeden einzelnen im Gefängnis seiner eigenen Wertvorstellungen schmachten. Wo niemand mehr wagt, von der Wahrheit und dem Guten zu sprechen, wo kein Bekenntnis für die als recht erkannte Sache mehr stattfindet, wird ein jeder im eigenen Befangensein belassen. Wo man sich und andere in totale Freiheit entlassen möchte – ohne den vor einander bekannten Standpunkt –, entläßt man sich und andere in eine totale, verschlossene Unfreiheit, in das Gefangensein in der eigenen Meinung.

Zur Befreiung aus dieser Verschlossenheit brauchen wir das Glaubensbekennen des einzelnen Menschen. Das Bekennen entspricht dem Sich-Öffnen – nach außen zum anderen und vom anderen her nach innen. Ohne Öffnung nach außen und nach innen gibt es keine Kommunikation; und erst aus der Kommunikation wächst die Frucht des vertieften, wahren Bewußtseins. Das Sich-Bekennen als Sich-nach-außen-Öffnen bedeutet doch keine Distanzierung, kein Sich-Abgrenzen von Menschen, die anders denken; sondern es ist im Gegensatz ein Sich-Preisgeben. Man setzt sich der Kritik der anderen aus; besonders dann, wenn man nicht nach den Maßstäben zu leben vermag, zu denen man sich bekennt.

Nur für Ungläubige tragen Glaubensbekenntnisse das Gesicht von Distanzierung und Abgrenzung. Wo aber wirklich religiöse Menschen aufeinandertreffen, zeigt sich die innere Wahrheit des „Bekennens“: Bekenntnis ist nötig, damit eine existentielle religiöse Begegnung entsteht. Religion aber und auch religiöse Begegnung sind notwendig für Menschwerdung. Ohne das bekennende Sprechen über Fragen menschlicher Religiosität ist es uns nicht möglich, voll und ganz Mensch zu werden.

Bei allem Predigen aber darf das oberste Prinzip nicht vergessen werden: Den anderen nicht einengen, ihm nicht weh tun, sondern ihn freimachen. So schreibt Rilke:

Denn das ist Schuld, wenn irgendeines Schuld ist:
Die Freiheit eines Lieben nicht vermehren
um alle Freiheit, die man in sich aufbringt;
wir haben, wenn wir lieben, ja nur dies:

einander lassen, denn daß wir uns halten,
das fällt uns leicht und ist nicht erst zu lernen.

Dem offenen Bekenntnis nach außen entspricht ein inneres Öffnen, das „Einanderlassen“, Hingabe, vertrauensvolles Preisgeben, Sich-Selbst-Loslassen bedeutet. Nur so kann die Erfahrung von Harmonie und Zusammengehörigkeit entstehen – auch mit dem anderen Menschen, der ein anderes Bekenntnis spricht. Und hier kommt von neuem das berufene Zusammengehören von Liebe und Leid, von „Zugehen auf den anderen“ und „Loslassen von sich selbst“ zum Ausdruck. Ein Bekenntnis kommt nur dann aus der Tiefe des Menschen, wenn dieser zugleich demütig von sich absehen kann; denn nur dann ist es von Liebe und nicht von Recht-Haben getragen. Dann erst geschieht das, was Goethe „Stirb und Werde“ genannt hat, was in der christlichen Tradition „immerwährende Bekehrung“ heißt, was B. Staehelin Umsteigen vom „ersten zum zweiten“ Ich nennt.

Wer die Fenster einer Kathedrale bewundern will, darf sie nicht von außen betrachten, er muß in die Kirche, in die Tiefe seines Selbst, eintreten, um dort sehen zu können, wie das durchscheinende Sonnenlicht die Bilder in all ihrer Pracht aufleuchten läßt. Wer den Sinn des Lebens erspüren will, darf nicht von außen an die Dinge und Menschen herantreten. Er muß durch die Tür des Leids ins Innere der Liebe eintreten, um in der Liebe zum anderen den Sinn des Lebens zu erahnen.

Eine Hoffnung

Wissenschaft und Technik sind wunderbare Geschenke an die Menschheit und müssen gefördert und mit allen Kräften eingesetzt werden. Sie helfen uns, über viele Abgründe die Brücke zu schlagen.

Doch wenn sie als Fundament des Lebens und als einzige Hoffnung vergöttert, wenn sie zum Heilsbringer erhoben werden, fehlt die Tragkraft. Sie werden brüdig und rissig wie jene Brücke des Sohnes, der um seinen Vater trauerte.

Gibt es Brücken, aus denen der Mörtel nicht herausbröckeln kann? Gibt es eine Möglichkeit, zu einem Menschen zu werden, der sicher über die Brücke hinübergeht? Können die Erfahrungen von Leid und Liebe, die oben beschrieben wurden, ein Fundament erhalten, das über die Tage und Jahre, das über die kurze Spanne des Lebens hinausträgt? Gibt es jemanden, der den Menschen befreit, damit er nicht krampfhaft seine eigene Brücke verteidigt und allen den Zugang verwehrt? Wie können wir es lernen, vom Oberflächen-Ich in die Tiefe hinabzusteigen, wo die Liebe nicht nur Schein, sondern bleibende Wirklichkeit ist?

Hier ist der Mensch zum letzten Zeugnis und Bekenntnis angefordert. Hier kann er nur noch Ja oder Nein sagen. Sein Ja aber ist ein Ja des Glaubens. Christian Morgenstern gibt sein Bekenntnis in zwei Zeilen.

So ist denn der Mensch ein Samenkorn Gottes.
Die Sonne aber, die ihn reift, ist Christus.

Christus ist Liebe, ist die Liebe, in der unsere Liebe Bestand hat. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, das unseren Weg zum Ziel, unser Suchen zur Wahrheit und unser Leben zum Bestand führt. Wahrheit ist Liebe, Wahrheit ist Leben.

Unser Weg aber führt durch das Leid in die Liebe hinein, die den anderen Menschen versteht.

Daß dieser Weg des Leidens und der Liebe kein Irrweg ist, dafür steht Jesus Christus.

„Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen“ Romano Guardinis bleibende Aktualität*

Eugen Biser, München

Die Fragen, die eine Zeit stellt und vor die sie sich gestellt sieht, werden zuletzt nicht durch Thesen und Theorien, sondern durch Menschen beantwortet – in erster Linie durch jene, denen eine exemplarische Lösung ihrer Lebensprobleme und eine vorbildhafte Selbstgestaltung gelang. In einer Zeit der organisierten Verführung und der systematischen Destruktion der überkommenen Wegweisungen, die Unzählige in das Vakuum einer totalen Orientierungslosigkeit stürzte, sahen viele in Guardini eine mit der Aura der Vorbildlichkeit umgebene Leitgestalt. Ist er es, trotz der tiefgreifend gewandelten Bedingungen, auch heute noch? Ist er es wenigstens noch in dem Sinn, daß er als Helfer zu der von ihm so überzeugend beschriebenen „Annahme seiner selbst“ in Anspruch genommen werden kann? Und gibt insbesondere sein Werk noch immer gültige Auskünfte auf die menschliche Sinnfrage? Fragen dieser Art können nicht durch Beschwö-

* Der Beitrag gibt eine Einführung in meine kürzlich erschienene Monographie: Interpretation und Veränderung. Werk und Wirkung Romano Guardinis, Schöningh-Verlag, Paderborn 1979, 152 S., kart. DM 12,80. Verwiesen sei ferner auf den Gedenkbau: Romano Guardini, der Mensch, die Wirkung, Begegnung, Mainz 1979.